

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

8.

Ein paar Jahre sind seitdem vergangen; es ist ein Sonntag am Ende des Monats Mai. Der herrliche Mai-monat, der grüne Mai.

Der Roggen wird bald blühen, denn die graugrünen Felder der Hoibhöhe haben einen bräunlichen Farbenton angenommen.

Am Moorrande stehen die kleinen daunenweichen Pitter-espen, wie feine junge Mädchen, die neugierig am Wege warten.

Kreuz und quer im Dickad darüber hin huschen die schwarzen weißbrüstigen Schwalben. —

Der Schrei des Störches bringt einem das Frühjahr so nahe.

Und natürlich hängt auch die Lerche da droben in der klaren Luft, die von der Sonne durchstrahlt und durchwärmt ist. Je heller die Sonne scheint, um so jubelnder quellen der Lerche die Töne aus der Brust, als hätten Gesang und Licht dieselbe Quelle.

Aber was am meisten in die Augen fällt, sind doch die gelben Blumen des Löwenzahns längs des Weges, der an Bers Häuschen und an den Häusern der anderen vorbeiführt. Die gelben Blüten scheinen das stärkste Licht und die meisten Sonnenstrahlen in sich aufzufangen, um sie dann wieder lüppig auszustrahlen an den jungen Frühlingstaa.

Zwischen diesen leuchtenden und flammenden Graben-rändern des Weges kommt Jens Holt, der jetzt ein ganzer Kerl geworden ist. Er zieht eine Ziege hinter sich her.

Die will er seiner armen Mutter bringen.

Vielleicht strahlt aus diesem Grunde das Frühjahr so prächtig auf seinem Wege.

Sophie sitzt drinnen am Fenster und sieht Jens, ihren ältesten Sohn, mit der Ziege ankommen.

Sie blickt noch einmal hin, wie um sich zu vergewissern, daß es keine Halluzination sei. Aber dann lacht sie aus vollem Herzen und so recht glücklich.

Per macht förmlich auf bei diesem Frühjahrsgelächter.

Sophie ist übrigens den ganzen Winter hindurch so schwermütig gewesen.

Er sieht sofort, was los ist. Er begreift sofort, daß Jens seiner Mutter eine Freude machen will und ihr etwas bringen will, was sie sich gewünscht hat seit der Zeit, da sie hier ins Moorhäuschen hinausgezogen sind, und daß sie stolz auf ihren Sohn ist.

Ein fremder Knecht begleitet ihn, und als sie jetzt draußen die Ziege mustern, stürzt die ganze Holt-Familie hinaus, froh und ungeduldig.

Es ist eine richtige Stuhziege, die viel Milch gibt, und ihr Euter hängt fast bis auf den Boden herab. Sie ist schwarzweiß, ein steifer Bart hängt ihr vom Kinn herab, und sie schaut neugierig und wädig rings umher.

Der kleine Per und Waren freuen sich unbändig über das fremde Tier und lachen unaufhaltsam. Und die Zwillinge, die einander an die Hand gefaßt haben, wiederholen dieses Freudengeheul.

Jens sagt, daß sie täglich vier Liter Milch gibt.

Sophie lacht unausgesetzt, es ist ein kleines Glucksen, wie ein Bach zur Frühjahrszeit.

Sie hat ein kleines Kind auf dem einen Arm; mit der anderen Hand faßt sie nach der Ziege, streichelt sie und sagt ihr eine Liebesong nach der andern.

Mäh—mäh! meckert sie plötzlich. Die Zwillinge fahren erschreckt auseinander, aber die großen Kinder jauchzen wieder vor Freude.

Und als die Zwillinge das hören, machen sie es ebenso.

Per Holt steht ganz still mit einem Lächeln um den Mund und sieht zu.

„Sie ist also nun für Dich, Mutter.“ sagt Jens und hält das Tier hoch.

Sophie weint vor Freude und reicht Jens die Hand. Auch ihm steigen Tränen in die Augen. Aber das ist Weiberkram.

Jens empfindet es auch so und deshalb sagt er möglichst roh und männlich: „Nun wollen wir, hol's der Satan, ein Haus für das Tier bauen, und zwar auf der Stelle. Wir werden Dir schon helfen, Vater! Mein Kamerad und ich.“

Er laut energisch auf einem Stück Tabak, so daß ihm die braune Flüssigkeit in den Mundwinkeln sibt.

Er wiegt sich in den Hüften und trampelt mit den Beinen, als sei es ihm ganz unmöglich, die jungen Glieder an einem solchen Frühlingstage ruhig zu halten.

Er hat in seiner Tasche Brot und Fleischwaren und bringt alles der Mutter in die Küche hinaus. Und dann zerrt er aus seiner Innentasche eine Flasche Brantwein hervor, die er nimmt und mit einem festen Griff auf den Tisch stellt.

„Heute wollen wir, hol's der Schnappsack, nicht dürsten!“ sagt er und spuckt einen langen Strahl auf die Lehmziele.

Wer sollte glauben, das dies der junge geduckte stille Jens sei; er hat sich seit seinen Knabenjahren sehr verändert.

Der Vater beobachtet ihn.

„Ihr seid gewiß nicht nüchtern, ihr Weiden.“ sagt er zu Jens und seinem Kameraden, der sehr zurückhaltend ist.

„Nein, hol's der Satan, das sind wir nicht. Gieß uns einen Schnaps ein, Vater!“

Per tut es. Trotzdem senkt er ein wenig dabei. —

„Um, nun — prost Jens, und willkommen dabeim!“

—

— Jens und sein Kamerad ziehen die Rode aus. Der Stall für die Ziege wird aus Torf gebaut und gegen den Hausgiebel angelehnt. Das Dach besteht aus Zweigen, Borst und Reisig, das im Moor geschnitten und gesplücht wird, und diese Schicht wird mit langen dünnen Grasfoden belegt, die wie ein Teppich über das Ganze aufgerollt werden.

Die Kinder sehen zu und sind entzückt. Namentlich die Ziege beschäftigt sie, dieses wunderbare Tier. Sie steht auf der Grasböschung im Westen des Hauses, und als der Hund des Nachbarn, ein kleines leicht erbohtes Tier, angelaufen kommt, entspinnt sich ein herrlicher Kampf zwischen ihm und der Ziege.

Dies ist der schönste Tag, den die Kinder seit langem gehabt haben.

Sophie muß auch einmal hinaus, um zu sehen, wie es geht.

„Wie meinst Du, soll sie heißen, Jens? Denn sie soll doch einen Namen haben.“

Jens schiebt die Müze tief in den Nacken und spuckt so weit er kann, aus.

„Ja, wie wollen wir sie nennen?“

Sophie schlägt vor: „Nette, zum Beispiel — nicht wahr?“

„Ja, sie soll meiner Seel Nette heißen, tän.“

Sophie meint, daß sie sie auf der Stelle melken kann. Dann haben sie Rahm zum Kaffee.

„Ach, wie lieb ist es von Dir, Jens, daß Du an die Ziege gedacht hast.“

Jens lacht und blickt seine Mutter mit so gutmütigen Augen an.

Per geht still umher und sagt nicht recht viel.

Er hält Nettes Luder fest, während Sophie sie melkt, und die Kinder stehen ganz andächtig umher und sehen, wie die herrliche dicke Ziegenmilch in dem Eimer schäumt.

Später, als sie alleine drinnen sind, sagt Sophie:

„Ach wie schön ist es, einen solchen Sohn zu haben, Per.“

Sie schüttet die Milch durch ein Sieb. „Denk Dir nur, es ist fast eine ganze Schüssel voll.“

„Ja, Jens ist ein guter Junge.“ sagt Per. Er lächelt und fügt hinzu: „Und drehen und wenden kann er sich auch geschwind. Seine Glieder schlafen nicht, hä, hä, hä!“

„Aber“ — Sophie setzt den Eimer hin und blickt auf — „er hat doch wohl nicht zu viel Geschmack am Brantwein gefunden?“

„Ach, das wird doch wohl nur jugendlicher — hm — Hebermut sein.“

„Und dann flucht er so entsetzlich. Man muß dabei immer an das Leben auf dem Rittergute denken.“

„Dort ist er ja aufgewachsen, Sophie.“

„Zindest Du, daß ich heute mit ihm darüber reden sollte?“

„Mir scheint nicht, wenigstens nicht heute, beste Sophie. Laß uns abwarten. Sein Anzug ist sauber und sieht gut aus. Da wird es nicht so schlimm sein. Natürlich ist er ein fixer Bursche, das kann man wohl begreifen. — Aber na, daß ist unferneiner ja auch gewesen“ lächelt Per.

Im Laufe des Nachmittags erscheint der kleine Per drinnen, um seine Mutter zu holen; sie soll herauskommen und das fertige Haus sehen. Die Tür hängt schon in den Angeln und auf einem Brett oben drüber hat Jens mit großen flotten Buchstaben „Nette“ eingeschnitten.

Das ist ein ungeheurer Spaß für sie alle.

„Er ist, weiß Gott, ein Genie, der Bursche!“ sagt Per leise zu Sophie.

„Nun sollt Ihr aber auch wirklich ein gutes Tröpfchen Kaffee haben.“ Sophie läuft es kalt den Rücken hinunter vor lauter Zufriedenheit. „Kommt herein!“

— Etwas später, als Jens und der andere draußen am Hausgiebel stehen, sehen sie die Moorleute drüben am Nachbarhause.

Jens winkt ihnen zu.

Sie winken zurück.

Jens jodelt in die Frühlingsluft hinaus.

Von drüben wird ihm geantwortet.

Und dann hört man einen Vers des Dragonerliedes:

Dann wird geritten, dann wird gesungen,
Dann wird der pfeifende Säbel geschwungen,
Dibel dum, dibel dum — — —

Es herrscht eitel Freude in den Moorhäusern an dieser Lage.

Aber das Frühjahr ist ja auch da und mit ihm die Arbeitszeit.

— Nachdem sie wieder Platz genommen haben, fragt Per:

„Spürst Du nun gar nicht, daß es anfängt, sich ein wenig zu regen dort im Süden, wo Du dienst. Ich meine bei den Kleinen Leuten?“

„Ja,“ antwortete Jens, nachdem er nachgedacht hat, „es gibt dort ein kleines Häuschen Sozialdemokraten!“

„Gehörst Du zu ihnen?“

„Nein!“

„Uebrigens fangen die Häusler jetzt auch an, Vereine zu bilden.“

Ein heller Schimmer fährt über Pers Antlitz.

(Fortf. folgt.)

Der Eisgang.

51

Von Maxim Gorki. (Autorisierte Uebersetzung von August Scholz.)

(Schluß.)

Die beiden Djalows waren bereits bergan in die nächste Schenke gelaufen, um Branntwein zu holen. Sie verletzten sich im Laufen gegenseitig Faustschläge, um sich zu erwärmen, und schrien:

„A—rja!“

„Ach, Du—u! . . .“

Ein hochgewachsener Greis mit einem Apostelbarte und pfliffigen Spighubenaugen stand neben mir und meinte in überzeugtem Tone:

„Dafür, daß Ihr friedliche Leute so aus ihrer Ruhe gebracht habt, sollte man Euch den Buckel volldreschen.“

„Womit haben wir Euch denn beunruhigt?“ schrie Wojew, der eben seine Stiefel auszog, ihn an.

„Christliche Brüder wären beinahe ertrunken,“ knurrte der Soldat, der noch heiserer geworden war, „und was habt Ihr getan?“

„Was hätten wir denn tun sollen?“

Dssip liegt auf der Erde, streckt das Bein von sich und befühlt mit den zitternden Händen seinen Halbpelz.

„Ach, wie nah er geworden ist,“ klagt er leise, „Du gute Mutter! Ganz verdorben ist der schöne Pelz — und dabei hab' ich ihn immer so geschont!“

So klein erscheint mir jetzt der Alte, so verkümmert, so zerdrückt; und wie er am Boden liegt, wird er immer kleiner, als ob er zertante.

Pföhtlich richtet er sich auf, setzt sich seufzend zurück und beginnt mit zornig klingender, hoher Stimme:

„Der Teufel mußte Euch reiten, Ihr Dummköpfe, daß Ihr durchaus ins Bad wolltet, und in die Kirche . . . als ob Gott sein heiliges Fest nicht ohne Euch feiern lassen könnte! Dem Tode habt Ihr uns ausgelegt . . . die ganze Kleidung verdorben . . . der Henker soll Euch holen . . .“

Die anderen standen und sahen herum, zogen ihre Stiefel um, wanden das Wasser aus ihren Kleidern, schnoben und ächzten müde,

bissen sich mit den Stadtleuten herum — Dssip aber schrie immer heftiger:

„Was sie sich da ausgedacht haben, die Ruchlosen! Ein Bad haben sie nötig . . . Wenn doch die Polizei käme, die würde Euch das Bad schon anstreichen . . .“

Jrgerd jemand aus der Menge sagte dienstfertig:

„Nach der Polizei hat man schon geschickt . . .“

„Was redest Du eigentlich?“ schrie Wojew auf Dssip los. „Warum verstellst Du Dich?“

„Ich?“

„Ja, Du!“

„Galt mal! Wieso denn?“

„Wer hat uns denn angetrieben, über den Fluß zu gehen, he?“

„Wer war's denn?“

„Du warst es!“

„Ich?“

Dssip suchte auf wie im Krampfe und wiederholte mit schriller Stimme:

„Ich—ich?“

„Kann schon sein!“ sprach Budyrin dumpf, und auch der Nordwine bestätigte leise, in schwermütigem Tone:

„Ja, Du, Dunkel Dssip — bei Gott! . . . Du hast es wohl vergessen?“

„Gewiß, Du bist der Nädelstführer bei der Sache!“ rief der Soldat finster, fast mit drohender Stimme.

„Der wird's verge—essen!“ schrie Wojew wütend. „Wie soll er's denn vergessen? Nein, er versucht nur, die Schuld auf fremde Schultern zu legen. Dich kennen wir, Alter!“

Dssip schweig und sah blinzelnd die nassen, halb nackten Leute an . . . Dann ließ er ein seltsames Schluchzen hören — man wußte nicht, ob er weinte oder lachte — und indem er die Achseln suchte und die Arme auseinanderspreizte, murmelte er halblaut vor sich hin:

„Ach ja — das stimmt ja . . . Ich hab's wirklich eingedelt . . . nun sag' aber ein Mensch! . . .“

„Na, siehst Du!“ rief der Soldat triumphierend.

Dssip sah nach dem Flusse hinüber, in dem es siedete und schäumte wie in einem Kessel mit kochendem Hirsebrei, und sein Gesicht in Falten legend und die Augen schuldbeivust verstedend, fuhr er fort:

„Als wenn mein Geist sich verfinstert hätte . . . ach, du meine Güte! Aber daß wir dabei nicht ertrunken sind? Ich kann's nicht begreifen. Nein, so was! . . . Na, Kinderchen . . . seid mir nicht böse, vergeißt schon — um des Feiertags willen . . . Ich muß wirklich nicht ganz richtig im Kopfe sein . . . ja, weiß Gott: ich war der Anstifter . . . ich alter Narr . . .“

„Aha!“ rief Wojew, „und wenn ich so ertrunken wäre, was hättest Du dann gesagt?“

Es schien mir, daß Dssip in der Tat ganz aufrichtig betroffen war, und daß er das ebenso überflüssige wie gefährliche Wagnis ganz aufrichtig bedauerte. Als er so dajaz an der Erde, ganz kläglich, naß und glitschig, erinnerte er an ein neugeborenes Kalb. Er schüttelte den Kopf, scharrte mit den Händen rings um sich im Sande und murmelte, ohne jemand anzusehen, mit fremdartig klingender Stimme reumütige Worte vor sich hin.

Ich betrachtete ihn von der Seite und dachte im stillen: wo ist nun der fühne Führer geblieben, der den andern voranschritt und sie so sicher und umsichtig führte?

Es war mir, als hätte ich etwas, das mir wert war, verloren, und in dem unbedachten Bestreben, doch etwas davon zu retten, legte ich mich zu Dssip hin und sprach leise zu ihm:

„Nun laß schon gut sein! . . .“

Er sah mich von der Seite an und sagte, während er sich mit den Fingern durch den Bart fuhr, ebenso leise:

„Dast Du acht gegeben? Siehst Du, so sind die Menschen . . .“

Und dann sprach er wieder laut für die andern:

„Nein, eine tolle Geschichte — weiß Gott . . .“

Oben auf dem Berge hoben sich vom Hintergrunde des dunklen Abendhimmels die Bäume wie eine borstige schwarze Mähne ab, und der Berg selbst erschien wie ein gewaltiges Ungetüm, das sich am Ufer gelagert hatte. Die blauen Schatten des Frühlingsabends tauchten auf, guckten hinter den Dächern der an die dunkle Vergwand geschmiegtten Häuser hervor, blickten aus dem roten, feuchten Rachen der lehmigen Schlucht, die, weit geöffnet, sich dem Wasser zu nähern schien, als wollte sie es ausschlärfen.

Der Fluß war dunkler und dunkler, das Kratzchen und Krachen des treibenden Eises kläng dumpfer, gleichmäßiger. Zuweilen stieß eine Scholle mit einer Ecke gegen das Ufer, wie ein Schwein mit dem Rüssel, stand einen Augenblick unbeweglich, geriet dann wieder ins Schwanken, riß sich los und schwamm weiter, während an ihre Stelle eine andere langsam herantritt. Das Wasser stieg rasch an, überflutete das Land und wühlte von den Rändern den Schmutz ab, der sich in der trübblauen Flut mit dunkler Spur verließ. Ein seltsamer Laut schwebte in der Luft — wie wenn ein riesiges Waldtier schnalzend und schnaufend sein Mahl hielte und sich mit der langen Zunge den Nasen beleckte. Seltsam süß und schwermütig kläng von der Stadt her, durch die Entfernung gedämpft, das Glockengeläut dazwischen.

Vom Berge her kamen, gleich zwei munteren jungen Hunden, die beiden Djalows angesprungen, jeder eine Flasche in der Hand — und ihnen quer in den Weg machte am Fluß entlang der Revieraufseher im grauen Mantel mit zwei schwarzen Polizisten.

„Ach, du lieber Gott!“ seufzte Ossip und stieß leise über sein Antlitz.

Die Kleinbürger aus der Vorstadt gaben, als sie die Polizei erblickten, sogleich den Weg frei und schwiegen erwartungsvoll. Der Revieraufseher, ein hageres Männchen mit kleinem Gesicht und spitzgedrehtem roten Schmirbart, ging gerade auf uns zu und fuhr uns mit zischender Stimme an:

„Da seid Ihr ja, Ihr Satansterle! . . .“
Ossip warf sich mit dem Rücken auf den Boden und begann sogleich eilfertig:

„Ich bin der Schuldige, Euer Wohlgeboren, ich habe die Sache eingerührt! Verzeihen mir Euer Wohlgeboren, um des heiligen Festes willen . . .“

„Wie konntest Du Dich erschrecken, Hundesohn . . .“ schrie der Revieraufseher ihn an, seine Schimpfworte verhallten jedoch in dem Redestrom, der rasch über Ossips Lippen kam:

„Wir haben doch unser Quartier in der Stadt,“ versetzte er freundlich und einschmeichelnd, „dort am anderen Ufer aber haben wir nichts zu suchen, haben kein Geld, um uns Brot zu kaufen, und übermorgen ist doch, wie Euer Wohlgeboren bekannt ist, der große Tag unseres Herrn . . . Ins Bad mußten wir doch gehen, und auch in die Kirche zieht's uns zum Gottesdienst, da wir doch Christen sind . . . Nun, und da sagte ich: „Vorwärts, Kinder, Gott mit uns, nichts Böses ist's, was wir vorhaben! . . . Und für meine Redheit bin ich auch gestraft worden, das Beinchen hier hab ich mir ganz und gar gebrochen . . .“

„So!“ schrie der Revieraufseher streng. „Und wenn ihr nun ertrunken wäret — was wäre dann gewesen?“

Ossip schloß tief, wie mit Anstrengung, Atem und sagte:
„Was dann gewesen wäre, Euer Wohlgeboren? Nichts wäre gewesen, glaub' ich, mit werter Erlaubnis . . .“

Der Polizeibeamte begann laut zu stutzen, und die Umstehenden hörten ihm mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit zu, als ob er nicht die schmutzigsten und widerlichsten Worte gebrauchte, sondern etwas sehr Wichtiges sagte, das zu wissen und zu begreifen alle für notwendig hielten. Dann schrieb er unsere Namen auf und entfernte sich. Wir aber machten uns, durch einen Schluck Brantwein erwärmt und aufgemuntert, nach unserem Quartier auf den Weg. Ossip sah lächelnd der abmarschierenden Polizei nach, sprang dann plötzlich behend vom Boden auf und bekreuzte sich andächtig.

„Gott sei Dank,“ rief er, „nun ist alles vorbei!“

„Wie denn?“ näselte Nojew höchst erstaunt und, wie es schien, enttäuscht, „Dein Bein scheint ja ganz heil zu sein? Du hast Dir's wohl gar nicht gebrochen?“

„Wär's Dir vielleicht lieber, daß ich's gebrochen hätte?“

„Ach, dieser Komödiant! Nein, Du alter Schalk . . .“

„Vorwärts nun, Kinder!“ kommandierte Ossip, seine nasse Mütze tief über den Kopf ziehend.

Ich ging hinter den anderen neben ihm her; er hinkte noch ein wenig. Mit leiser, freundlicher Stimme sagte er zu mir:

„Was Du auch treibst, und wie Du Dich auch drehst — ohne List und Betrug kommst Du nicht durch die Welt! So ist nun mal das Leben, mein lieber Makar — so ist es, hol's der Hentel! . . . Du willst bergauf, und immer wieder pack's Dich am Bein und zieht Dich herunter . . .“

Er sprach das in einem Tone, als ob er mir ein nur ihm allein bekanntes Geheimnis mitteilte.

Dunkel war es ringsum, da und dort aber flammten rote und gelbe Lichter auf, die uns zuzurufen schienen: „Kommt hierher!“

Wir säreiten bergan, dem Geläut entgegen; Bäche rinnen unter unseren Füßen murrend dahin, und Ossips freundliche Stimme ist in ihrem rauschen kaum zu vernehmen.

„Hab' ich die Herren von der Polizei nicht ganz geschickt angeführt? So muß man's machen, Makar — daß man keinen Schaden leide und auch den andern bei seinem Glauben lasse, er sei die Hauptperson, und von ihm allein hänge alles ab! . . .“
Ich stülzte seinen Arm und höre mir seine Reden an, ohne sie recht zu verstehen.

Ich will sie auch gar nicht verstehen und unterbreche ihn nicht: mir ist so leicht und froh ums Herz und das ist mir genug. Ich weiß nicht, ob ich an Ossip Gefallen finde oder nicht — das aber weiß ich, daß ich bereit bin, mit ihm zusammen überall hinzugehen, sei es auch zurück über den Fluß, auf dem treibenden Eise, das meinen Füßen entgleitet. . . .

Die Glocken läuten und singen, und in freudiger Aufwallung denke ich:

„Wie oft werde ich wohl noch den Frühling erleben? . . .“

Ossip aber, der an meiner Seite hinschreitet, sagt plötzlich mit einem Seufzer:

„Weißt Du auch, daß die Seele des Menschen Flügel hat und im Traume umherfliegt? . . .“

Die Seele des Menschen — soll Flügel haben? Sonderbare Vorstellung. . . .

Die neugeordnete Nationalgalerie.

Die Realisten und die Romantiker.

Die Neuordnung der Nationalgalerie geschah nach dem Schema, das wir gewohnter Weise dem deutschen Geiste auferlegen: hier die

Pioniere der Wirklichkeit, die Entdecker, die Beobachter, die Jäger; dort die Träumenden, die Phantasten, die Sehnsüchtigen, die noch dem fernen Griechenland ausschauen und durch das Ideal die rohe Tatsächlichkeit überwinden möchten. Solche Scheidung hat vielleicht etwas Mechanisches; sie ist aber doch mehr als ein Hilfsmittel, Ordnung zu schaffen. So tat Justi ganz recht daran, sie möglichst deutlich werden zu lassen; er gab den Wirklichkeitsmalern einen neutralen, teigebenen Hintergrund, der dem Farbencharakter der einzelnen Bilder (so zum Beispiel der Trübners) nicht immer günstig ist, der aber doch die Sachlichkeit, die Erdennähe und die nüchterne Gesundheit dieser Kunst unterstreicht, während der rote Hintergrund, den Justi den Romantikern bestimmte, mit nicht geringerer Energie das Temperament und das Pathos dieser Jenseitigen hervorhebt. Von solcher Methodik der Wandfärbung wurde nur Wenigel ausgelassen; die fünf Kabinette, in denen die kostbare Sammlung, die die Nationalgalerie von diesem Meister besitzt, untergebracht ist, zeigen eine grüne Wandbespannung und reichen (wie wir schon neulich sagten), überreichen Goldschmuck. Solche Sonderstellung soll anzeigen, daß Menzel innerhalb der deutschen Kunst (wie die Nationalgalerie sie begreift) eine ausgesuchte Bedeutung hat.

Wir beginnen unsere Wanderung und wenden uns aus dem schmalen, breitgestreckten Vorraum des Untergeschosses nach rechts. Der erste Saal, den wir betreten, faßt die jüngsten Nachfolger der großen Realisten. Die Auswahl ist nicht immer ganz glücklich; es fehlen Künstler, die notwendig da sein müßten, andere könnten getrost fortgeblieben sein. So etwa Koopfen, Dettmann, Engel und selbst Kallmorgen, obgleich gerade Kallmorgens Hamburger Hafenbild mit seiner grauen Nebelstimmung viel Ueberzeugendes hat; man spürt den Aufkreis, das Geschrei und Gestöhn solch eines industrialisierten Wasserbedens. Sehr beachtenswert ist ein ganz kleines Bildnis, das Pantof gemalt hat; die trockene, herbe Manier erinnert an Holbein. Dagegen ist Hugo Bogels „Ritter und Kind“ leicht zu entbehren; die Tintigkeit dieser Farben wirkt unbehaglich, Kamps „Roter Junge“ überläßt stets; man möchte von einem impressionistisch besüßelten Velasquez sprechen, bestimmt sich freilich rasch und lobt nur die geschmackvolle Anständigkeit dieser zivilen Kunst. Durchaus typisch ist das Bild, das hier von Gotthard Mühl hängt, eine Szene aus dem Lübecker Altstädterhaus; das Gelb ist „echt“. Nicht recht hierher gehörig scheint die Renaissance-Masterecke des Friedrich Stahl zu sein, die Püppchen, die er da grünspanig und kupfrig im Kostüm der Beatrice aufzukaufen läßt, sind mehr eine verblähte Romantik als eine Wirklichkeit. Sehr kultiviert ist die Malerei einer Landschaft von Clarenbach; das milde Grün schwingt in zarten Melodien.

Der zweite Saal wird von Liebermann beherrscht. Wir treffen: die „Gänserupferin“, eins seiner frühesten Bilder, die „Flachs Spinnerinnen“, die revolutionäre „Schusterwerkstatt“ und eine Landschaft aus der letzten Zeit. Man kann deutlich sehen, wie dieser Maler sich bewußt und konsequent aus einem schwarzen Gesamtkolorit erlöste, um der farbigen Wirklichkeit immer näher zu kommen, wie er zugleich sich von allem gestellten Arrangement befreite, um die Vielfältigkeit des Lebens in einem gewählten und notwendigen Augenblick zu erfassen. Schon die „Schusterwerkstatt“ ist eine Ueberraschung; in der Selligkeit des Raumes selbst das Licht über die Figuren, den Arbeitstisch, die Werkzeuge, selbst über die Abfälle, die den Fußboden decken. Es ist, als wäre in dieser verstaubten Werkammer ein neuer Morgen der uralten deutschen Lichtsehnsucht erwacht; vor solch einem Bild begreift man die Realität des Schemas, das die Romantiker nur abseits der Realisten kennen möchte. Und erst recht: die Landschaft aus der letzten Zeit, sie ist erfüllt von einer Festigkeit der Empfindung, der das Quellen der grünen Säfte, das Wehen der Lüfte, das Pulsen des Lebens wohl vertraut ist. In solcher Realistik regt sich ein so gespanntes Empfinden und eine so ungewöhnliche Leidenschaft, daß jeder Ueberfüllung darob neidisch werden könnte. Zu Liebermann gehört Uhde; mit Recht hängt hier eins der lebenswürdigsten, silbrig durchhauchten Bilder dieses menschlichen Malers. Den Dill mit seiner Verschommenheit würden wir gern missen; Skarbina, der eigentlich nie wesentlich mehr war als ein geschickter Illustrator, vermag sich mit seiner flachen, zerstäubenden Mondscheinstimmung gegen die mannhafte Melancholie Liebermanns nicht zu behaupten. Während Schönleber, der süddeutsche Landschaftler, uns etwa so viel zu sagen hat wie ein Gedicht von Uhland, und das ist immerhin etwas. Auch Bügel, dessen feinspüriges Auge die Tiere auf der Weide beobachtete, gibt uns mit den „Schafen im Orenhain“ ein Erlebnis, das man, ohne kitschig zu werden, als eine sommerliche Erquickung lieben darf. Eine große Leinwand von Dagemeister, dem eigenbrüdelnden Leibfreund, der, lange ver-gessen, plötzlich in Werder bei Berlin wieder entdeckt wurde, beweist, wie bedeutsam der Einfluß Courbets, des Vaters des französischen Impressionismus, auf die deutsche Malerei gewesen ist.

Im dritten Saal versammeln sich Thoma, der sein Herz an die deutsche Landschaft verlor, Haider, der mit minutiöser Hartnäckigkeit die Blättern der Bäume, die Poren der Felsen und die Wässchen der Luft in spitzer Finesse zu zählen suchte; Viktor Müller, der (auch wieder eine romantische Infektion) die Landschaft, die er freilich hingebend bewunderte, mit allerlei Märchengesindel bevölkerte. Charles Schuch, auch einer des Leibl-Kreises, ist mit guten Bildern vertreten; wir haben ein sinnliches Vergnügen an der Virtuosität, mit der dieser Melancholiker die Welt in materielle Flöhe auf-

Wolfe, die Welt der Kesseln, der braunen Töpfe, des zinnernen Gefäßes, die des Stäbes. Wenn man diesen Stillebenmaler, dessen flodriger Farbeigenen von müden Gellotklängen durchwirkt scheint, feminin empfindet, so wird man desto heftiger die Mannesenergie, die bis zur Robustheit entwickelte Kraft Trübners zu schätzen wissen. Wie bei Liebermann, so können wir auch vor Trübner hier ein Stück Entwicklungsgeschichte kennen lernen. Die „Dame auf dem Sofa“ stammt aus dem Jahre 1851; ihr kleines Format, das Miniaturhafte des Ausdrucks und der Bildtechnik, mahnen an eine Zeit, in der die artige Pose und ein gefälliger Geschmack noch nicht leer, sondern Spiegelung eines gepflegten Spießbürgerturns waren. Die Landschaft aus dem Jahre 1874 „Am Herrenschiensee“ erinnert uns an den gemeinsamen Urgrund, aus dem alle gute deutsche Wirklichkeitsmalerei der Gegenwart gewachsen ist, Liebermann wie Schuch wie Trübner: an Courbet.

Der vierte Saal vereint stolz eine bedeutende Reihe von Bildern Reibts. Mit tiefer Ergriffenheit steht man wieder einmal vor diesen Wundern der Malerei; da ist nichts ausgelassen, jede Pore der Haut ist gegeben, wie sie atmet und vom Blut umrieselt wird, und da ist doch eine Größe des Empfindens, die nur der zu haben vermag, der aus Instinkt nach dem geschlossenen Ausdruck entlarvter Menschlichkeit strebt. Die Leute, die Reibts porträtierte, haben gewiß so ausgesehen, wie sie da auf der Leinwand, zum Greifen deutlich, mit jeder Nuance ihrer Individualität erfasst, vor uns leben. Und dennoch sind diese Bilder unendlich mehr als Abschriften irgend welcher Vergänglichkeiten; sie sind typisch, wie die Bildnisse Goldbeins es sind; sie werden noch nach Jahrhunderten von dem Geschlecht unserer Tage ein unsterbliches Zeugnis geben. Wie dünn und wie platonisch wirken dagegen die farbigen Bildchen Max Klingers, die in einer Stapelle, zu der dieser Museumstraum sich ausdehnt, ausgehängt sind. Es geschehen auf diesen Wältern irgendwelche Meeresidylle, Frauenleiber tauchen in Bläue oder werden von Sonne beleuchtet; indessen wir bleiben gleichgültig, bewundern wohl das Bildnergeschick Klingers, vermögen ihn aber nicht als einen Erregenden, als einen Ausdeuter und Erhöher unseres Wesens zu empfinden.

Es folgen nun die fünf Skabinette des Menzel. Wir sehen vereint: das „Eisenmalzwerk“, die „Tafelrunde“, manches andere Ergebnis der friderizianisch eingegangenen Epoche, aber auch viele kostbare und köstliche Dokumente der besten Zeit, der frühen Zeit, da der Künstler mit seinen unerhört scharfen Augen die Welt absuchte und sich nichts entgehen ließ, was irgendwie interessant, schön, seltsam oder von feindlender Stimmung war. Menzel, wie er als ein unbefangener Berliner, naiv, aber mit ästhetisch gedrehter Gründlichkeit die Welt an sich riß, der Menzel, der die „Polddamer Bahn“, das Zimmer mit den Mahagonimöbeln und der wendenden Gardine, den Glutschein des Fackelzuges mit den schwankenden Stilkouetten der Gendarmen, den Kopf eines Schimmels oder die Pierlichter eines gefangenen Rebes malle, gehört in jene Reihe der Weltkünstler, der Dürer, Goya und Manet zuzählen; dieser Menzel ist eine zwar prekürlich gewachsene, aber international spürbare Macht. Der Menzel, der das Brivalleben der Hohenzollern konterfeierte, wickelt dagegen belastet; die Porträtreue, zu der er sich willig zwingt, hemmt das Sprühende seines Temperaments als Jäger und Gestalter. Man braucht daraufhin nur das „Wollsouper“ anzuschauen: das Kerzenlicht, die spiegelnden Reize der totalen Umwelt, das ist noch ein Nest des genialen Menzels; die habnebüchsen festgehaltenen Grimassen der freessenden „Persönlichkeiten“ zeigen den tragisch sich selber Versklavenden.

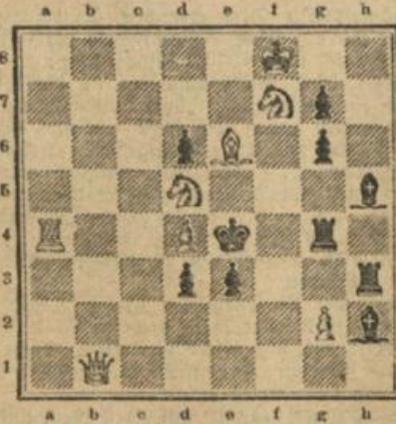
Damit schließt die Reihe der Wirklichkeitsstammler; die Wände sind rot gespannt, die Romantik hebt an. Zunächst: Marées, der mannhafteste unserer Griechen. Die berühmten „Ruderer“ zeigen vielleicht am überzeugendsten, wieviel Kraft in diesem Dentenden gestankt werden konnte. Der paradoxe Rhythmus, mit dem diese gespannten Arme sich reden, in dem diese Körper einander begleiten, und die Blicke der ruhigen Köpfe sich geradabwärts richten, dieser Rhythmus einer selbstverständlichen Erhabenheit ist wie eine Propheete auf eine neue Klassik des Menschenseibes. Es ist etwas Germanisch-Gymnastisches in dem Hellenentum des Marées; in seiner Sehnsucht regt sich der kühle Norden. Die drei zusammengehörigen Tafeln, darauf Männer und Frauen neben fruchtenden Bäumen zu sehen sind, wirken wie starke Musik einer Fuge; es ist in ihnen Maréstempo. Darum gerade versteht man schwer, daß Justi solch kühles Pathos in die ungemüßliche Sentimentalität eines Mars räumte. Das nimmt den Bildern viel von ihrer Größe; ein Vergleich mit den schmudlos hängenden Ruderern zeigt das ganz deutlich.

Es folgt ein Saal mit Bildern Feuerbachs, dieses Deutschen, den es in der Heimat froz, und der unter der südlichen Sonne doch nie der grüblerischen Seele, der müden Steppis, die in den Nebel flüchtete, ledig wurde. Feuerbach hat auch in Italien grau, schwärzlich, halbweiß, schweigend, deutsch gemalt. Er war kein ganz Gesunder, darum ist auch seine Kunst nicht völlig frei von einer verzärtelten Schwächlichkeit; es liegen Schleier über ihr, Halböne der Weltfucht. Kommt man zu Böcklin, dem die beiden nächsten und letzten Säle gewidmet sind, so erkennt man, daß Feuerbach der feminin Unsinntliche, der gefühlig Empfangende war, der polternde Feuerkopf, der vielgeschmähte Böcklin, aber ein produktiver Romantiker, ein Hauberer aus Hebermut, ein Gestaltender aus

bestehender Sinnlichkeit, zwar des Öfteren ein Kontrastant, aber doch stets ein Uebergengter. Die beiden Böcklinfälle der neugeordneten Nationalgalerie sind geradezu eine Ueberraschung, sie sind eine Neugeburt des bereits Totgesagten. Robert Breuer.

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.
Unser Turnier. Motto: „Manfred“.



2: (19-1907)

Die „Deutsche Arbeiter-Schachzeitung“ hat ein Problemturnier in zwei Abteilungen (Zweizügler und Dreizügler) angekündigt. Die Probleme müssen direkt, bedingungslos und noch unveröffentlicht sein. Höchstens je drei Probleme für jede Abteilung. Bewerbungstermin bis spätestens 15. Juni 1914 (Postlempel) an die Adresse der Redaktion in München 19, Landsbutter Allee 14. Preisrichter: J. Kirc, K. Traxler und H. Martin. Entscheidung im Septemberbest der Zeitung. Preise: 20, 15 und 10 für Zweizügler und 30, 20 und 15 M. für Dreizügler.

Bierspringerspiel.

Aus einem unläufigst ausgesuchten Wettkampfe, den Meister Leichmann mit 5 zu 1 gewonnen hat.

- | | |
|--|--|
| R. Leichmann. | R. Spielmann. |
| 1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-c6; 3. Sb1-c3, Sg8-f6. (An Betrachter kommt auch 3. ... Lb4; 4. Sd5, La5!; 5. Le4, Sf6 zc.) | 1. Lh1-b5 a7-a6! 5. Lb5xc6 |
| 5. Lb4 führt zur Spanischen Partie: 5. ... Le7; 6. 0-0, b5; 7. Lb3, d6; 8. a4 (Sonst Lg4 nebst Sd4 oder Sc5-a5xb3 zc.) 8. ... b4; 9. Sc2, Sa5 (Sxc4?; Ld5) 10. La2, c5; 11. d4, De7; 12. c3, Tb8 zc. Ein Vorteil für Weiß ist kaum ersichtlich. | 5. ... d7xc6 6. Sf3xc6! 6. 0-0 (d3, Le5; Le3, Dd7 zc.) 6. ... Lg4; 7. h3, Lx8; 8. Dxc4, Le5; 9. Dg3, Dd7 und falls 10. Dxc7?, so 10. ... 0-0-0 mit ausgezeichneten Angriffschancen. |
| 6. ... Sx6? oder Sx7? (scheitert an So4xc3.) | 6. ... Sf6xc4! 7. Sc3xc4 7. ... Dd8-d4 8. 0-0 Dd4xc5 9. d2-d4! |
| Ueblicher ist die Zugumstellung 9. Te1, Le6; 10. d4, wobei 10. ... Df5 die richtige Antwort ist. Durch den Zertzug (Steinh) verschafft sich Weiß jedoch noch eine andere Chance. | 9. ... Dd5-d5? 10. ... Df5! worauf Steinh die Fortsetzung 10. f4! ansetzt. (Dreit Sg3 nebst event. f4-f5) Es könnte folgen: 10. ... Le7; 11. Sg3, Dg4; 12. DxD (Über De1, Kd8 zc.) 12. ... LxD; 13. h5, h5; 14. h3, h4; 15. hxc4, hxc3; 16. Lf4, Th4 zc. Diese Variante ist übrigens noch nicht erfolgt. |
| Am besten ist 2. ... Df5! worauf Steinh die Fortsetzung 10. f4! ansetzt. (Dreit Sg3 nebst event. f4-f5) Es könnte folgen: 10. ... Le7; 11. Sg3, Dg4; 12. DxD (Über De1, Kd8 zc.) 12. ... LxD; 13. h5, h5; 14. h3, h4; 15. hxc4, hxc3; 16. Lf4, Th4 zc. Diese Variante ist übrigens noch nicht erfolgt. | 10. ... Dd5xd4 11. ... Lc8-e6 11. ... Se4-g5! 0-0-0 12. Sg5xc6 f7xc6 13. Dd1-g4! ... Dd5xd4 Jetzt scheidet 13. ... Le7 an 14. Txc6!, h5; 15. Dd2, Lf6; 16. c3 zc. 14. Dg4xc6 Ko8-b8?? |
| Am besten ist 2. ... Df5! worauf Steinh die Fortsetzung 10. f4! ansetzt. (Dreit Sg3 nebst event. f4-f5) Es könnte folgen: 10. ... Le7; 11. Sg3, Dg4; 12. DxD (Über De1, Kd8 zc.) 12. ... LxD; 13. h5, h5; 14. h3, h4; 15. hxc4, hxc3; 16. Lf4, Th4 zc. Diese Variante ist übrigens noch nicht erfolgt. | Verhältnismäßig besser war 14. ... Dd7; 15. DxD+, TxD; 16. Tb8?; Dd8; 17. Tc7, Kc7; 18. Lg5! zc. Wegen des Bannernplus der Königsseite steht hier Weiß etwas besser. 15. Le1-g5 Lf9-e5 Tb8? ist wegen Dxc7! fallsch. 16. Lg5xd8 Dc5xf2? 17. Kgl-h1 Th8xd8 18. Te1-e2 Df2-h4 19. Ta1-f1 Le5-d6 20. g2-g3 Dh4-d4 Auf Lxc3 folgte Dd7. 21. e2-c3 Dd4-b6 22. Khl-g2 c6-c5 23. Th1-f7 h7-h5 24. T7xg7 Aufgegeben. |

dieser Schachzeitung finden wir folgende beachtenswerte von Dr. Taralch angegebene Bindungen: 9. ... Df5; 10. Te1, Le6; 11. g4, Dg6 12. Lg5, Le7 (auch h7-h5); 13. LxL, Lxc4; 14. Dd3 (Dd2, KxL) 14. ... Le2f; 15. Dg3, Dxc8 zc. eher zugunsten von Schwarz. Deshalb ist 11. Lg5! (Schlechter. Statt des obigen g4?) besser. Hieran folgt 11. ... h5! (Alapin) 12. Lh4 (Die Partie Schlechter-Taralch wurde mit Dd3, Kd7! fortgesetzt) und nun scheint uns 12. ... Ld6! nicht event. 0-0 jedenfalls einwandfrei.

- | |
|--|
| 10. Th1-e1 Le8-e6 11. Se4-g5! 0-0-0 12. Sg5xc6 f7xc6 13. Dd1-g4! ... Dd5xd4 Jetzt scheidet 13. ... Le7 an 14. Txc6!, h5; 15. Dd2, Lf6; 16. c3 zc. 14. Dg4xc6 Ko8-b8?? |
| Verhältnismäßig besser war 14. ... Dd7; 15. DxD+, TxD; 16. Tb8?; Dd8; 17. Tc7, Kc7; 18. Lg5! zc. Wegen des Bannernplus der Königsseite steht hier Weiß etwas besser. 15. Le1-g5 Lf9-e5 Tb8? ist wegen Dxc7! fallsch. 16. Lg5xd8 Dc5xf2? 17. Kgl-h1 Th8xd8 18. Te1-e2 Df2-h4 19. Ta1-f1 Le5-d6 20. g2-g3 Dh4-d4 Auf Lxc3 folgte Dd7. 21. e2-c3 Dd4-b6 22. Khl-g2 c6-c5 23. Th1-f7 h7-h5 24. T7xg7 Aufgegeben. |